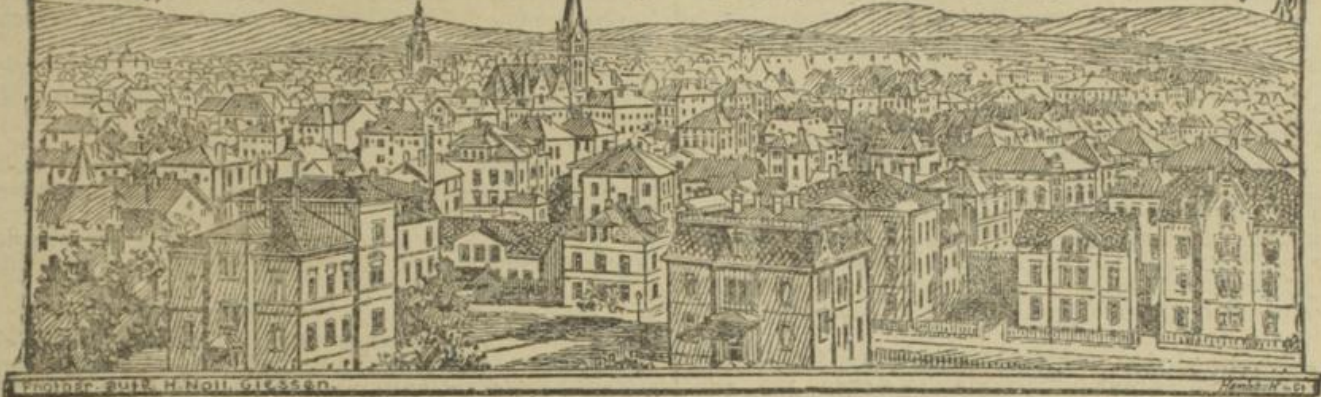


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Kind, Kind! Ueberspann' doch den Bogen nicht. Ich rede so etwas ja doch nicht auf den blauen Dunst hin. Glaub' mir's doch: Petersen läßt sich das sicher nicht mehr lange bieten. Daß er nur nicht bei einer anderen —“

Gerda kehrte sich langsam der Mutter zu. Ihr kam plötz- lich ein Gedanke.

„Du hast auch wohl schon einen bestimmten Verdacht?“

Etwas wie Verlegenheit malte sich auf den Zügen Frau von Hennings. Da sagte Gerda es ihr auf den Kopf zu:

„Ich weiß auch auf wen — Astrid!“

Eine Pause, dann die Antwort:

„Nun ja, Kind, wenn wir doch einmal darüber reden. Wirklich, es ist mir das schon ein paarmal aufgefallen: wenn du Petersen so abfallen ließeßt, dann widmete er sich jedesmal Astrid. Es scheint, daß auch sie nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben ist. Darum also noch einmal: Sei nicht un- klug, Gerda, verdirb dir nicht selber mutwillig deine Chancen.“

Das Mädchen schwieg einen Moment. Dann aber warf sie den Kopf in den Nacken.

„Gefällt ihm Astrid besser — in Gottes Namen, so mag er sie nehmen. Vielleicht wäre das überhaupt die beste Lösung für uns alle. Astrid käme jedenfalls zehnmal besser mit ihm aus als ich. Und euch kann's ja schließlich gleich sein — wenn er nur überhaupt eine von uns nimmt!“

Wie ein geheimer, bitterer Vorwurf klang es. Da sagte Frau von Hennings:

„Gerda, du sprichst gerade, als sollte das alles unseret- wegen geschehen. Kind, ich will dich doch nicht etwa aus dem Hause treiben. Erscheint dir eine Ehe mit Klaus Petersen so absolut unmöglich, nun gut — kein Mensch wird dich dazu zwingen. Mein gutes liebes Kind“, und die Mutter nahm jetzt Gerdas Hand, „glaubst du denn, ich hätte nicht auch einmal anders gedacht, genau so wie du? Aber wo ist das alles geblieben? — Wächter ihr doch wenigstens daraus lernen! Das sieht sich im Leben nachher alles anders an. Die große Liebe — gewiß, es ist etwas Schönes und Hohes darum. Aber such' dir die paar Menschen, wo das bleibt und standhält, auch nachher in der Ehe. Darum soll man nicht einem falschen Ideale nachjagen. Einen Mann haben, den man achten kann, aus vollem Herzen, dem man voll Vertrauen sein Geschick in die Hand geben kann — mehr soll man nicht verlangen vom Leben. Und glücklich die Frau, der das beschieden ist. Glücklicher vielleicht als die andere mit der allzu überschwenglichen Liebe. Wenn du doch das ein- sehen wolltest, mein Kind!“

Aber Gerda antwortete nichts. Nur ein schwerer Seufzer hob ihr die Brust. Da schüttelte die Mutter bekümmert den

Kopf. Sie wußte nichts mehr zu sagen. Auf ihren Zügen erschien wieder der vergrämte Ausdruck, der sich dort immer einnistete, wenn ihr nicht gesellschaftlicher Zwang ein ver- bindliches Lächeln aufnötigte.

Born an der Tür ging jetzt die Hausglocke. Frau von Hennings sah nach der Wanduhr: gegen 1/2 12 Uhr, es konnte wohl schon ein Besuch sein, und sie verließ ihre Rechnungen und Wirtschaftsbücher im Nähtisch.

Run klopfte es, und der Bursche erschien.

„Herr Petersen bittet, den Damen seine Aufwartung machen zu dürfen.“

Um Gerdas Lippen spielte ein leises Lächeln. Sie sah zu der Mutter, über deren Gesicht es wie ein Hauch der Ver- legenheit flog. Doch nun sagte diese, bereits wieder ganz Repräsentantin:

„Ich lasse bitten, und melden Sie nachher den Besu- den jungen Damen auf der Loggia.“

Herr Petersen verneigte sich tief vor der eintretenden Hausfrau und küßte ihr die Hand. Auch die Begrüßung Ger- das war sehr respektvoll. Er überreichte ihr einige prächtige Orchideen.

„Darf ich mir erlauben, mich zu erkundigen, wie der Damen der Abend gestern bekommen ist? Es war übrigens zu reizend, meine gnädige Frau.“

Und er wandte sich von der Tochter wieder der Mutter zu. Die Unterhaltung, die üblichen Höflichkeitsphrasen, lag denn auch ausschließlich zwischen der Frau Oberstleutnant und dem Besucher.

Gerda saß, gedankenverloren mit ihren Blumen spie- lend daneben und schwieg. Aber mit Ohr und Auge kritisch. Gewiß, es war im Grunde nichts gegen ihn einzuwenden. Sein Anzug tadellos korrekt; er sah überhaupt gut aus, ohne Frage, aber ebenso inhaltslos. Ein völliger Durchschnitts- mensch, nüchtern, platt, ohne jedes Temperament, ohne Tie- fen. Und so war auch alles, was er sagte. Wenn er sprach, hatte man beständig das Gefühl: Warum eigentlich das alles? Vohnte es sich des Aufwandes der vielen Worte, nur um diese Selbstverständlichkeiten herauszubringen?

Und sie mußte plötzlich denken: Er und sie verheiratet, immer so allein einander gegenüber — nicht auszudenken! Sie würde nicht mehr wissen, was sprechen mit ihm, sein nichtiges Gerede würde ihr auf die Nerven fallen. Eine trost- lose Perspektive.

„— er ist überhaupt ein sehr angenehmer Mensch. Fin- den Sie nicht auch, mein gnädiges Fräulein?“ tönte es ihr da im Ohr.

„Gewiß,“ nickte sie zustimmend zu ihm hin. Aber sie hatte überhaupt keine Ahnung, von wem er sprach.

Dann trat Astrid ein. Mit einem leis vertraulichen Druck reichte sie dem Besucher die Hand.

„Wie aufmerksam von Ihnen, Herr Petersen — bereits so in aller Frühe!“

Gerda verstand den doppelten Sinn der Worte, eines ge- heimen Dankes für die Sendung des Bielliebchens; die

Schwester hatte ihm offenbar schon gestern eine gewisse Dis-
kretion bei der Sache bedeutet. Um seinen Mund, unter dem
kurzgehaltenen englischen Bart, stand es daher auch wie ein
verborgenes Lächeln. Dies stumme Einverständnis der beiden
machte sie noch nachdenklicher. Still beobachtend ließ sie ihre
Blicke von dem einen zum anderen gleiten. Ob die Mutter
mit ihren Mutmaßungen wohl recht hatte?

Ohne Frage fand Petersen an Astrids frischem, oft fast
burschikosem Wesen Gefallen. Er stand so auf einem kühleren
Redton mit ihr. Und sie ging gern darauf ein, kokettierte
auch ein wenig mit ihm, aber durchaus in den zulässigen
Grenzen: eine kleine Vertraulichkeit, wie sie eben dem zukünf-
tigen Schwager gegenüber wohl gestattet war.

So plänkelten die beiden denn auch jetzt beständig
miteinander, aber immer wieder kehrte sich doch dann sein
Blick mit plötzlichem Suchen wieder ihr zu. Kein Zweifel
also: noch hatte sie die Entscheidung in der Hand.

„Ich will nun nicht länger hören. Keine gnädigste
Frau!“ und er verabschiedete sich von der Mutter, um dann
Astrid, der Nächststehenden, die Hand zu reichen. „Ich hoffe
doch, wir sehen uns morgen auf dem Tennisplatz?“

„Sicher!“ nickte Astrid munter. „Soffentlich sind Sie gut
in Form. Wir müssen ja gegen Ellen Brandt und Herrn
Diester spielen.“

„Und Sie werden doch auch mit von der Partie sein,
mein gnädiges Fräulein?“ wandte Petersen sich jetzt
Gerda zu.

„Ich weiß noch nicht — vielleicht.“
Da flog ein Schatten über seine Züge. Er machte ihr
eine etwas formelle Verbeugung und ging.

Die Mutter, der die kleine Szene nicht entgangen war,
schüttelte mit einem bekümmerten Blick auf die ältere Tochter
den Kopf.

„Gerda, Gerda!“
Aber diese antwortete nicht. Mit stolz erhobenem Kopf
ging sie aus dem Zimmer. Die Blumen, die ihr geschenkt
waren, ließ sie auf dem Tisch liegen.

Auch Astrid war natürlich der kleine Zwischenfall nicht
unbemerkt geblieben.

„Gerda ist doch mitunter komisch“, meinte sie zur Mutter
hin. „Ich verstehe nicht, warum sie Petersen so geradezu vor
den Kopf stößt. Er ist doch ein sehr netter Mensch und so
blöde verliebt in sie. Wenn ich's wäre, ich würd' mich nicht
lange besinnen. Ich liebe mich von ihm verwöhnen und
mache ihn dafür immer ein freundliches Gesicht. So wären
wir beide zufrieden. Aber Gerda — ich glaube, die träumt
immer noch von dem Märchenprinzen oder von der großen
Leidenschaft, von der sie immer in den Romanen so viel
schwafeln. Bleh! — im wirklichen Leben kommt's nachher
doch immer ganz anders.“

„Red' nicht so dummes Zeug! Was verstehst du junges
Ding davon?“

Verweisend sagte es Frau von Henning. Aber im stillen
dachte sie: Warum kann nur Gerda nicht so verständig denken
wie die Kleine? Was einem die Ninder doch oft für Sorgen
machen!

Aber dann wandte sich ihr Blick mit einem nachdenk-
lichen Ausdruck doch wieder der Jüngsten zu. Wenn es denn
durchaus nichts werden sollte aus ihren geheimen Wünschen,
so wäre am Ende wirklich noch mit dieser Möglichkeit zu
rechnen. Gerda durfte sich dann nicht beklagen. Sie wollte
es ja mit Gewalt nicht anders haben. Und mit neuer Hoff-
nung umfaßte Frau von Hennings Auge die frische, anmuti-
volle Erscheinung Astrids, die jetzt damit beschäftigt war,
die Orchideen, die Gerda liegen gelassen hatte, in einer Vase
zu ordnen.

„Schade um die schönen Blumen!“
Und sie ging hinaus, ihnen Wasser zu geben.

Mit einem zustimmenden Kopfnicken blickte ihr Frau von
Henning nach.

„Warum in aller Welt sollen wir uns denn nicht die
„Liebesheirat“ ansehen?“

Astrid warf es kampfslustig zu der ältesten Schwester hin,
aber Edith erwiderte:

„Weil es ein ganz modernes, unmoralisches Stück ist,
in das eine Dame unserer Kreise nicht geht.“

„So? Und woher kennst du denn seine Unmoral?“

„Nun, man hat doch gerade genug in den Zeitungen
gelesen.“

„Rechn' mal Dir's ab, es viel zusammen.“

„Aber auch Frau Brenden sagt es. Sie hat das Stück
ja im Winter in Berlin gesehen — in völliger Unkenntnis
seines Inhaltes natürlich.“

„Natürlich! Aber was das schon sagen will. So eine
alte Spinatwachtel, die in Sittlichkeit und Temperenzlerthum
macht. Bleib mir mit der vom Leibe!“

„Astrid, du hast mitunter Ausdrücke — geradezu unzmög-
lich! Mäßige dich doch gefälligst.“

„Na, ja, wenn du mir mit solchem Rumpis kommst!
Aber vor allem — wenn das Stück wirklich so schlimm wäre,
würde es dann überhaupt hier bei uns aufgeführt werden?
Am Hoftheater?“

„Nun, du weißt doch, Prinzess Juliane hat eben in dieser
Beziehung etwas extravagante Neigungen. Sotosagen einem
literarischen —“

„Himmel!“
„Sie schreibt selber und ist daher ungewöhnlich welt-
herzig und nachsichtig gegen alles, was Literatur und Bühne
heißt.“

„Gott sei Dank, ja. Denn sonst würden wir hier im
lieben Ellerstedt wohl überhaupt nichts von modernen
Stücken zu sehen kriegen.“

„Da kann ich Astrid nur recht geben,“ ließ sich nun auch
Gerda hören. „Und darum werde ich mir auch ruhig die
„Liebesheirat“ ansehen. Du brauchst dich im übrigen auch
gar nicht deswegen aufzuregen, Edith. Es gehen noch eine
ganze Reihe anderer Damen hin, auch vom Regiment. Und
wir haben uns gerade genug geedet in diesen letzten Wochen.
Ich will endlich mal wieder wissen, daß ich ein Mensch bin.“

„Bravo!“ pflichtete die Jüngste bei. „Auch überhaupt,
der Herr Kestler soll ja in dem Stück so großartig sein,
als Baron Friemar — seine Glanzrolle.“

„Ob gerade das Mitwirken dieses Herrn den Besuch des
Theaters passender für euch macht, das weiß ich wirklich
nicht.“

„Wieso denn nun das schon wieder?“

„Nun, Frau Brenden erzählte doch, daß er in Berlin
stadtbekannt, um nicht zu sagen verurteilt ist durch seine
Extravaganzen. Er soll ja zwar ein glänzender Schauspieler
sein, aber eben völlig unmöglich in seinem Privatleben. Und
namentlich seine Abenteuer mit Frauen. Es soll doch schon
verschiedene Skandalgeschichten gegeben haben in den besten
Kreisen, seinetwegen.“

„Matsch!“
Wegwerfend sagte es Astrid, und Gerda meinte im
gleichen Ton:

„Was geht uns das Privatleben des Mannes an? Uns
interessiert er doch nur als Schauspieler. Und wenn er da
Hervorragendes leistet, ist mir alles übrige höchst gleich-
gültig.“

„Da seid ihr mir unverständlich,“ beharrte Edith. „Wenn
ich so einen Schauspieler als Vertreter einer Idealfigur auf
der Bühne sehe, mit großen, edlen Worten, und weiß, er ist
in Wirklichkeit eine ganz niedrige Natur — dann wird mir
doch von vornherein jede Illusion zerstört. Nein, ich ver-
lange vom Künstler, daß er auch als Mensch nicht klein ist.“

„Na, wenn die Leute alle so dächten wie du, könnten
die Theater man getrost die Bude zumachen,“ erklärte Astrid,
und Gerda entschied:

„Feder nach seiner Fassung. Wir zwingen dich ja nicht,
dir das Stück anzusehen, aber laß uns auch unser Vergnügen,
Ich gehe!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Marquise von Salingré.

Eine Erzählung von Alfred Möller-Graz.

„Der Arzt muß morgen wieder kommen. Ich will ihn selbst
am Morgen wieder hier haben, diese Nächte mit einem wider-
spenstigen Veract in der Brust sind unauskähllich.“ Die Stimme
klang höhl und verärgert aus einem Bett, über dem sich ein
Nierenbalbad in aus roter Seide bauste.

Die Marquise von Salingré hatte auf dem Altan gesunden.
Mit ihrer schlanken Puppengestalt, in einer Robe aus vergrüner
Seide mit dem jungen rostigen Gesicht unter der hohen weißen
Fuderkrone sah sie aus wie die Tochter des Mannes, der eben
gestorben. Sie trat aus dem vollen roten Licht der sinkenden
Septembersonne in das Zimmer, in dem die goldenen Sanduhren
und Rahmen auf den Damasttapeten im scheiternden Licht des
Tages funkten.

„Der Arzt will uns überhaupt nicht mehr aufsuchen. Am
wenigsten bei Tage“, sagte die Marquise. „Er fürchtet, daß es

ihm die Damos und Kobespiertes unseres Dorfes abschneiden. Er gefährdet sein Leben bei den Herren Ohnehosen. Der Arzt ist klug und schlägt sich zu ihnen."

"Dieser Schurke von Thiermilcher," knirschte der Marquis, "diese Böbeseele! Er trägt ja sein Paar schon offen am Bürgerart und statt des Degens einen Knochenstod wie ein Zucronabel. Wie regen sich denn die Kanakillen schon so offen, daß er es wagt — was sagte denn der Pfarrrer zu dem Treiben dieser gottlosen Schurke?"

"Wenn du aufstehen könntest, würdest du sehen, daß der Biarrot ein raudender Trümmerhaufen ist, und daß der gute Pfarrrer Gott schon in einer anderen Welt preist!" sagte die Marquise. "Man hat ihn heute nacht erschlagen."

"Heute nacht?" höhnte der Marquis ungläubig. "Du warst bewußtlos oder schliefest. Dein Bett stand im Widerschein der Klammen. In diesem Zimmer glühte alles wie die Hölle auf dem Bilde des Niederländers in unserer Kapelle." "Ich war nicht bewußtlos, ich schlief nur," stieß der Marquis hervor. "Gensende und Kinder schlafen fest. Aber ich muß wohl krank werden, ich muß böser erkranken, wenn der Arzt nicht wieder kommt. Er muß täglich kommen, ich kann nicht hilflos sterben!"

"Auch Armand starb ohne Arzt," sagte die Marquise leise, "als du ihm den Degen ins Herz stießest."

"Er fiel im Duell, ich hätte ebenfogut fallen können," freischte der Kranke zornig und ein wider eierfächtiger Blick schoß aus seinen eingesenkten Augen. "Er hat dich geliebt, er mußte sterben. Er sah sehr häßlich aus, der zierliche Armand, als er blutend auf dem Waldboden lag. Gar nicht schöner, als ich jetzt. Die Grimasse des Todes machte auch sein niedliches Näschchen weiß und blau."

"Er starb unschuldig," sagte die Marquise und hauchte es so leise, daß es der Anküßler nicht hören konnte. Dann trat sie auf den Kranken zu: "Der Tod steht an deinem Lager und du denkst nur an die vermeintliche Schuld anderer!"

"Du siehst mich wohl schon in der feineren Kammer unten liegen, he? Du hörst sie unten die Freiheit ausrußen, die gelehrten Schüler von Madame Paris, geh' doch hinab, statt dich erst davon zu schleichen, während ich die letzten Atemzüge tue!"

Die kleine Frau lächelte trübe: "Die da unten kennen die Freiheit auch nicht, die Freiheit, die zwingt, indem sie Fesseln löst. Auch die da unten schreien in der Freiheit nur einen Tyrannen aus, der Gewalt und Mißtrauen an Stelle der Liebe setzt."

"Glaubst du, daß sie wagen werden, das Schloß zu stürmen?" leuchtete der Marquis, ohne auf ihre Betrachtungen zu achten.

"Der Arzt hat uns gewarnt, der Kutscher, den du peitschen liebst, als er mein Reispferd nachlässig behandelte, heßt sie an." Auf einen anglistollen Blick des Gatten setzte sie hinzu: "Fürchte dich nicht, Francois und die übrigen Diener halten treu zu uns. Auch ich werde den sterbenden Gatten nicht verlassen, da ich dem Lebenden nicht loh, der mich täglich quälte."

Sie hatte es leise gesagt und sah mit tränenlosen Augen auf den Todkranken in den Spitzenlösen.

Er hatte die Augen geschlossen und bewegte unruhig die Lippen. So oft er die Augen schloß, machte ihn das Fieber unruhig. Er murmelte leise, stieß über die Dede und richtete sich dann wie von einem Peitschenhieb getroffen mit aufgerissenen Augen im Bette auf. Die Marquise stieß ihm mit einer starken Essenz über die Schläfen und bräut ihn zurück in die Kissen. — Der Kranke wurde ruhiger; nur sein Atem ging schnell.

Es dämmerte im Gemach. Draußen über den Wern der Voire stand der Himmel im blaugrünen Licht des Spätsommerabends. Von der Dorfstraße klang das wüste Lied heran, das Wanderburfören aus Paris gebracht hatten. Kinder und Weiber johlten es: Der Wind brühte leise gegen die klein getäfelten Scheiben der Balkontüre, er blähte die feinen Seidenvorhieren an den Fenstern. Die Marquise sah starr auf den Kranken, der heiß und schwächig und schwer atmend, fast wie ein unwirkliches Wesen, eingeschrumpft wie eine Puppe, in dem riesigen Prunkbett lag. Wie am einem Katastall, dachte die Marquise. Diese schwerfällige glänzende Umrahmung, in der der Bequälte seinem Ende entgegenritt. Und der hatte Gewalt über sie gehabt. Seine Eiferjucht hatte sie, das junge Mädchen, aus Paris nach Lyon und dann hierher auf sein einsames Gut geschleppt. Hier hatte sie acht Jahre einer Ehe gelitten, zu der man sie gezwungen hatte. Hier hatte er sie mit einer höllischen Galanterie, hinter der sich brutale Gewalt verbarg, gewält, gehofmeißelt. Und nun lag er vor ihr wie ein letzter Vertreter des Reiches, das in Paris an der Guillotine verblutete. Bis zuletzt trug er die Maske des sorglosen Frankreichs auf dem Gesicht; über der Fieberrote seiner Wangen lag die seine Schminke, die Francois dem Todkranken täglich aufzusetzen mußte. Diese lägenhafte Maske — dachte sie — wird ihm der Diener auch out die Baden mahen, wenn er tot auf der Bahre zwischen Blumen und Richten ruhen wird. So verlangte es ja die Sitte der Zeit: für die Vornehmen gab es keinen Tod, es war nur eine kleine scherzhafte Verfalligkeit, die man der Natur machte, wenn man sich mit lebensroten Wangen in den Sarg strecte.

Und doch! Als jetzt aus dem Dori ein gelleudes Geschrei eines Bersolaten heraufstunte — sie glaubte die Stimme eines ihrer Diener zu erkennen, den sie in Verkleidung um Lebensmittel

geschickt hatte — als der rote Fladerschein eines Feuers, bei dem man wohl wieder irgend eine Königsypupe verbrannte, heraufdrang und auf den Wänden elastisch auslutete und einschrumpfte, drückte sie sich unwillkürlich schauernd an das Bett, in dem der Kranke lag. Seine kalte Höflichkeit war doch immer noch menschlicher als das wüste Gegeröl der Freiheitschreier da unten . . .

Francois, der mit zwei Armluchtern eintrat, schreckte sie auf. "Gnädigste Marquise," sagte er, "ich fürchte, heute wird böser Ernst. Der Schmied, den sie den Christus der Revolution nennen, weil er die Revolution ohne Blutvergießen predigt, ist heute nach St. Pierre hinüber. Es ist Nationalgarde dort einquartiert, die nach der Grenze reitet. Die Pferde brauchen Beschlag. Ich fürchte, man macht heute Anfang und Ende mit uns. Gnädigste Marquise, der gnädigste Herr wird uns nicht mehr lange brauchen . . . es würde genügen, wenn ich dableibe. Baptiste könnte die gnädigste Marquise heute nacht noch nach Lyon geleiten, in einfachen Kleidern natürlich, von dort ist es nicht mehr weit nach der Grenze."

Die Marquise schüttelte den Kopf: "Niemand wird wagen . . . nein, wir werden den frommen Schmied nicht brauchen. Ich bleibe hier!"

"Die Pistolen des gnädigsten Herrn sind ja wohl bereit —" sagte Francois, dann unterbrach er sich unruhig: "Gnädigste Marquise, ich höre Lärm — das kommt gegen das Schloß!"

Durch den Garten herein wälzte sich eine brüllende johlende Menge von Burfchen und Weibern. "Francois — keinen Woffengebrauch, hörst du!" Wenn sie uns wehrlos sehen, werden sie uns, einem Sterbenden und mir, nichts anhaben. Geh' und zeige dich erst, wenn ich nach einer Diste rufe!"

Es stampfte über die Treppe herauf, riß Türen auf, schmetterte Türen zu. Ein paar Spiegel oder Fenster brachen . . . Der Marquis hörte nichts. Sein Arm ging schnell und pfeifend. Die Kerzen in den Girandolen auf dem Kamin begannen unruhig zu flalen und zu flackern, denn die Tür war aufgerissen worden und die Zugluft schoß von dort zum Balkon. Die Vorhänge am Bett flatterten wie Segel . . .

"Der gehört jetzt zu uns!" schrie eine dünne, hohe, höhrende Stimme. "Der Diener, den die Frau Aristokratin ausgeschied hat, gehört jetzt uns, er zieht keine Knechtstirne mehr an!" Schmutzige Finger deuteten auf den jungen Bedienten, der bleich da stand und die Augen nicht zu seiner Herrin zu erheben wagte.

"Schau sie nur an, schüttle ihre Hand, sie ist auch nur eine von den Weibern, wie die un'era da", rief der Kutscher, der einst dem Marquis gedient hatte und der damals die hundert Peitschenhiebe für eine Nachlässigkeit erhalten hatte. "Sie werden jetzt niemand mehr die Rippen mit Keulen aus dem Fleisch graben lassen. Wo steht denn der gnädigste, allergnädigste Gebieter?"

Die Weiber hatten sich dem Bett genähert und betasteten die löstbaren, hoch gewölbten Spitzenpolster, dann erst beachteten sie den Marquis. "Seht, der verdreht ja schon die Augen!" rief ein altes Weib von zigeunerhaftem Aussehen.

"Er sieht dich und macht verliebte Augen," lachte man ihr zu. "Aus ist es mit deiner Herrschaft, Aristokratenhund!" plärte der Kutscher, "he, wirst du nochmals Leute schinden, wirst du nochmals verlangen, daß deine Diener den Schloßleuch nachts mit Kutten kloppen, damit das Quaken der Frösche deinen Schlaf nicht hört?" Er packte den Kranken an der Brust, hob ihn an den Spitzenkissen empor, daß sein Kopf weit zurücksauf, und schüttelte ihn, als hätte er eine Kage an der Gurgel.

Die Marquise kalte die Fäuste. "Freiglinge!" leuchtete sie. "Seht ihr nicht, daß er im Sterben liegt? Und doch — und doch er ist stärker als ihr! Stärker als ihr! Er fühlt eure Wut nicht mehr, er hört eure häßlichen Worte nicht mehr, er lacht über eure Bosheit! Euer Horn schlägt an ein Tor, das euren Fäusten troßt, ist doch noch er immer stärker als ihr!"

Sie wiederholte es immer wie einen inneren Trost, wie einen Triumph: "Er ist stärker als ihr!" Ein junger Burfche wollte den Weibern wehren, die dem Bewußtlosen Raienüber gaben, aber sie schlugen kreischend seine Hand zurück: "Wir spielen nur ein wenig mit ihm. Viele von seinen Vorfahren haben sich an den Martern unserer Eltern und Großeltern geirent. Vielleicht ist deine eigene Mutter zu seiner Freude am Dorfplatzdranger unten mit Ruten gestrichen worden, weil sie nicht mit ihm wollte!"

"Er stirbt!" sagte die Marquise. Ihre Stimme klang jetzt nicht einmal bittend. Sie sah, wie sein Atem auszuweichen begann, wie die selteneren Atemzüge langsam und tief wurden . . . "Da, er bläst seine Seele aus," sagte ein langer Gesell in weiten Hosen, die aus einer dreifarbigem französischen Kahne genäht waren. Er war etwas angegrunten und hatte während des ganzen Auftritts die Marquise gierig beglobt. "Er stirbt, aber du lebst, schöne Bürgerin Aristokratin!" gröhlte er. "Du gehörst uns!"

Er torfelte unter allgemeinem Gelächter auf sie zu und wollte sie mit seinen dicken, roten Fäusten an sich ziehen. Seine feisten Lippen, die senkrecht aus dem schmutzigen Gesicht glänzten, näherten sich ihrem Nacken. Die kleine Frau schlug ihm die geballte Faust ins Gesicht und stieß ihm vor die Brust, daß er strauchelte und im Fall auf dem glatten Boden den einen Armluchter vom Kamin niederriß. Es gab einen fürchtbaren Lärm, einige lachten, die meisten wollten sich auf die Marquise stürzen. Aber der Gefallene kam ihnen zuvor. Mit brennenden Augen ging er auf sie los und griff

Vermischtes.

nach ihrer Pehle. Aber diesmal riß ihn eine härtere Faust zurück: Der Schmied war eingetreten. Sein blaßes Gesicht sah nach der Marquise, als wolle er ihr die ganze Schmach dieser Augenblicke abbiten.

„Der Schmied,“ riefen die Weiber. „Der Revolutionschristus!“ höhnten die Männer. Aber sie sahen doch sauer nach dem großen jungen Burtschen mit den klugen Augen, der so sachtlos unter ihnen stand. Ein paar Mädel nickten: „Die schöne Marquise — er liebt sie ja seit langem! Seit er ihr Reitpferd beschlagen durfte, wird er rot, so oft er sie sieht. Seht nur, wie ihm wieder das Blut die Wangen steigt!“

Der Schmied war wirklich rot geworden wie ein Schulknabe, den der Lehrer beim Kirchendiebstahl erfaßt. Seine Stimme zitterte vor Wut, als er jetzt rief: „In der Nachbarschaft sind Soldaten, ihr werdet säkularisiert oder müßt den Kolardenhut und das Gewehr nehmen, wenn ich euch als Bländerer anzeige. Ihr habt im Schloß geprügelt und euch Nationalgut angeeignet!“

Die Schreier schwiegen verblüfft und bestürzt. Sie sahen den Schmied ein wenig verlegen an, und als er jetzt den Arm hob und sie hinauswies, wagten sie keinen Widerstand. Da auch François und zwei andere Dener gekommen waren, so klapperte die Menge rasch über die Treppe davon.

„Ich danke Euch, Bürger Schmied,“ sagte die Marquise und wollte ihm die Hand reichen. Er aber griff nicht danach. „Ich habe nur im Namen der Freiheit und im Geist des neuen Frankreich gehandelt,“ erwiderte er. „Im Namen des Frankreich, das Unrecht auf beiden Seiten nicht leiden will. Diese Freiheit kennen die armen Burtschen hier noch nicht und —“

„Ich auch nicht, wollt Ihr sagen,“ ergänzte die Marquise, und ihre Stimme klang traurig.

„Ihr auch nicht,“ sagte der Schmied, „denn diese Freiheit kann erst erstehen ohne diesen Taub, der hier um Euch ist!“

„Vielleicht verstehe ich und ehre ich diese Freiheit doch mehr, als Ihr glaubt,“ sprach die Marquise leise, und um ihre Lippen guckte ein bitteres Lächeln.

Sie hatte in ein seidenes Tuch Schminke und etwas Geld getan und ein einfaches häuerisches Kleid angelegt. Das Haar trug sie wie ein Landmädchen. Dann gab sie François zwei Beutel mit Goldstücken. „Behalte, was du brauchst, und gib das übrige deinen Kameraden. Dann gehe. Frage nicht nach mir, es ist mein letzter Befehl an dich. Sorge auch nicht für die Verdringung deines Herrn. Gehe du über die Grenze bist, wirst du sehen, daß ich daran gedacht habe und alles wohl besorgt ist. Gehe jetzt!“

Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß er mit den Kameraden den Weg über die Höhe einschlug, trat sie vom Gartentor in den einsam und dunkel liegenden Park zurück. Ihr Schritt klang unheimlich auf den finsternen Treppen des Schlosses. Am Bett des Toten flackerten noch ein paar tief herabgebrannte Kerzen. Der gestirnte Himmel stand draußen über den schwarzen Baumwipfeln des Parks. Die Vorhänge raschelten im Nachtwind, irgenhafte Schatten huschten über die Wände des Zimmers. Da trat sie an das Lager des Toten, der mit offenen Augen ins Kladderlicht der Kerzen starrte, und nahm den einen Leuchter vom Kamin und hielt ihn an die Kisternen, leichten Damastvorhänge. Eine Flamme raschelte über das Bett.

Beim Schmied, der an der Flußbrücke außerhalb des Dorfes wohnte, pochte es, als die Nacht zu Ende ging. Er öffnete und sah erstaunt das junge Weib unter seiner Türe. Dann sprach sie, und er erkannte sie an der Stimme: „Bürger Schmied, ich habe alles hinter mir nebergebrannt. Ich suche wie du die Freiheit, die Freiheit ohne Gewalt, die die Freiheit der Herzen ist. Die Freiheit, die ich da oben nie fand und die du bei den Dorfsleuten hier unten nie finden würdest. Willst du mir den Weg zu dieser Freiheit weisen, Bürger Schmied?“

Er wurde verlegen, atmete tief und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Wenn du nicht willst, Bürger Schmied, so muß ich allein meine Strafe gehen. Man darf mich, wenn die Sonne aufgeht, nicht mehr hier finden. Soll ich schlußlos den Weg in ein neues Leben gehen? Man hat mir gesagt, daß Ihr mich liebtet, Bürger Schmied.“

Da stieg es ihm heiß in die Augen und sein Blick flammte vor Seligkeit.

„Bürgerin!“ rief er und schloß sie fest in die Arme. Sie aber weinte jetzt und krampfte erschöpft von den Schrecken der Nacht ihre Hand in die seine.

Als sie die Waldhöhe über dem Dorf erreicht hatten, aus dem die ersten Morgenröthe der Hähne heraufschallten, zerfiel eben eine mächtige Flamme das Dach des Schlosses und lohte entseßelt über die feierlichen Baumwipfel des Parks in den Himmel. Hand in Hand standen die beiden Flüchtlinge und blickten zurück. Wie ein klatterndes Riesenbanner der Freiheit breiteten sich die Flammen über den Himmel und vermählten sich mit dem Frührot zu glänzender Flut. Groß und klar glühte die Sonne über die Höhen herauf.

kl. Der Fünfzigpennighut. Eine englische Tageszeitung, der „Daily Mirror“, hat dieser Tage in ein Wespennest geschlossen, indem er in seiner Modelkiste ein paar wunderhübsche und moderne Hüte abbildete, nach Photographien —, die wie der Text sagte, nicht mehr und nicht weniger als 40 bis 80 Pennige das Stück kosteten. Die unmittelbare Folge war, daß aus dem Kreise der Leserinnen eine wahre Flut von Aufträgen über diesen Fünfzigpennighut an die Redaktion gerichtet wurde. Für den Unbeiligteten sind manche dieser Briefe recht ergötzlich zu lesen. Eine Dame war augenscheinlich vollständig aus dem Häuschen, als sie schrieb: „So glauben Sie das Wohlwollen Ihrer Leserinnen zu gewinnen? Mein Mann hatte kaum Ihre indiskreten Photographien zu Gesicht bekommen, da hielt er mir eine lange Predigt über Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit im Hause, ja, er verlangte allen Ernstes, ich sollte mir einen solchen Fünfzigpennighut kaufen. In unzähligen Familien hat sich sicherlich das Gleiche abgespielt: so säen Sie Zwietracht zwischen Mann und Frau! Und da ich kein anderes Mittel habe, mich zu rächen, so bestelle ich von heute an Ihre Hüte ab!“ Eine andere Frau ging nicht ganz so weit. Sie schrieb: „Angenommen, es sei möglich (es ist aber nicht möglich), einen antändigen Hut für 50 P. herzustellen, so wird sich keine einzige Frau finden, die es wagen würde, sich damit aus ihrem Hause zu begeben, wenn der Preis bekannt ist. Uebrigens ist es vollkommen absurd, zu behaupten, daß die Hüte, deren Abbildungen sie veröffentlichten, für alle Frauen passen, für schöne und häßliche, für magere und dicke, für blonde und braune. Augenscheinlich — mit diesen bitteren Worten schließt die erzürnte Leserin — wird ihre ganze Zeitung von Männern geschrieben, einschließlich der Frauenbeilage!“ Eine Menge „Anklagebriefe“ sind natürlich auch aus dem Kreise der Hutkünstlerinnen eingegangen, und auffälligerweise stimmen die Hutkünstlerinnen alle darin überein, daß eine Dame, die etwas auf sich hielt, keinen Hut tragen könne, der nicht wenigstens seine 20 M. koste! Die ganze Antwort des englischen Blattes auf alle Briefe bestand darin, daß es in einer der nächsten Nummern wieder die Abbildung eines Damenhutes brachte, der (nach männlichem Urtheil) durchaus annehmlich ist, dabei aber nur — 10 Pennige kostet!

* Protest in der Straßenbahn. Vater: „Willst du nicht aufstehen, Kurt, um der Dame Platz zu machen?“ — „Ach Papa, setz nicht immer so galant auf meine Kosten!“

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

* Der Offizier. Der Dichter Zingref (17. Jahrh.) erzählt eine Anekdote von einem spanischen Befehlshaber des 17. Jahrh., von einem solchen, „die man sekhunder a la modo Offizier heißt.“ Aus diesen Worten ergibt sich dreierlei: einmal, daß Offizier von Anfang an nicht den Inhaber einer militärischen Stellung bezeichnete, ferner, daß die Uebersetzung und Bezeichnung des Wortes auf Militärverhältnisse sich in Frankreich vollzog, und daß der Deutsche es erst von hier aus in seiner Neubedeutung übernahm. In der Lat. ist der mittelalt. officarius, aus dem der Offizier (bei uns in älterer Zeit auch Offizier genannt) hervorging, von Haus aus keine militärische Würde, sondern allgemein ein Beamter, der irgend ein officium (d. h. Amt) im Dienste eines weltlichen oder geistlichen Herrn, zu verwalteten hatte. Erst im 17. Jahrhundert und besonders seit dem Dreißigjährigen Krieg ist der Offizier als militärische Rangbezeichnung bei uns heimisch geworden. Nummehr schwanden alle anderen älteren Bedeutungen des Wortes, und heute würde niemand mehr sagen können wie Crastingers Reisebuch vom Ende des 16. Jahrh.: Zur Kirche Nostre-Dame in Paris gießereisen 50 thuenen, 14) capellan, ohne viel andere officier. Namen doch mit der Einrichtung unserer Heere nach französischem Muster auch viele andere französische Rangbezeichnungen zu uns, wie General, Major, Leutnant (wov. = Stellvertreter), Sergeant. Deutsch blieben eigentlich nur Oberst, Hauptmann, Rittmeister, Fähnrich, Feldwebel (ältere Form Feldweibel) und der Beiräte, d. h. der vom Wachtdienst Befreite. Wie so manches anders geworden ist! Wer sieht es dem Grenadier heute noch an, daß er in seiner italienischen Helme von Haus aus ein Helfer von Dardanaten war? Ueber franz. grenadier wurde er bel uns zunächst zum Granadierer und von da aus erst zu dem, was er heute ist. Mit den Granaten hat er nichts mehr zu tun. Söhns (Dannover)

Verstärkfel.

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „an“ in „Wanderer“.
Edelstein — Kaffeebohnen — Augenärzte — Kriegerverein —
Melletafche — Zundererg — Ovensänger — Zeeanne —
Wielhuser — Geldbörse — Affessor — Handarbeit —
Denrich — Votenfran.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Palindroms in voriger Nummer:
Nebel, Leben.